

katholischen Versuch, „das Problem Macht nicht zu verdrängen, sondern im Primat darauf eine Antwort zu geben“.

Pannenberg machte, im redlichen Bemühen, die angedeuteten Unbehaglichkeiten zu überwinden, übrigens das wohl nur bedingt taugliche Angebot einer Entflechtung zwischen dem gesamtkirchlichen Einheitsdienst des Papstes und dessen Stellung als „Patriarch des Westens“. Man fragte sich, was dann, wenn alle Jurisdiktionsgewalt auf die Patriarchate abgewälzt würden, dem Papst „zur Stärkung seiner Brüder“ bliebe. Außerdem sind gerade die Patriarchate sehr ungleich wirksam gewordene Zufallsprodukte der Geschichte, und in welchem konfessionell oder regional umgrenzten Patriarchat sollte ein deutscher Lutheraner denn landen, der den Papst liebt, aber dem Patriarchen des Westens entgegen gehen will? Viel Widerspruch dazu gab es aber nicht. Und Reflexe von Pannenburgs Forderungen fanden sich immerhin auch im Schlußreferat des Tübinger katholischen Dogmatikers *Peter Hünermann*, untermalt dort von einer etwas kreativen Ausdeutung des *ius divinum* im Zusammenwirken von Teil- und in Regionalkirchen (vgl. dazu auch HK, Juni 1996, 298 ff.).

Der orthodoxen Referentin, *Nicoletta Georgopoulou*, die ganz auf die pneumatisch-sakramentale Ekklesiology der Ostkirchen abhob, wurde entgegengehalten, sie habe mit keinem Wort zum Thema gesprochen. Dabei kam gerade durch ihr Schweigen zum Papstamt zum Ausdruck, was für eine weitergehende zwischenkirchliche Verständigung über das Papstamt wesentlichste Voraussetzung ist: daß durch die Leitungsstrukturen der Kirche ihr mystisches Wesen nicht verdunkelt wird bzw. die institutionelle Seite der Kirche ihre geistliche Substanz verfremdet. Das geht in römische und andere westliche Köpfe aber offenbar nur schwer hinein.

Die Sache insgesamt brachte der als Angelsachse entwaffnend pragmatisch argumentierende Anglikaner *Henry Chadwick* wohl am präzisesten auf den

Punkt: „Die Idee des Primates ist grundsätzlich etwas sehr Gutes. Das ‚Kleingedruckte‘, seine Umsetzung in die Praxis, muß gründlich erörtert werden.“

Solche Erörterung, ergänzt durch eine kritische Aufarbeitung der Umstände, die zu den Kirchenspaltungen geführt haben – auch in den von Rom getrennten Konfessionen selbst –, könnte das Primatsproblem sowohl ökumenisch wie innerkatholisch entspannen. Je weiter man auf diesem Weg vorankommt, auch das zeigte sich in München, wird selbst ein ökumenisch so unwegsames Problem wie eine glaubhafte Einbindung der päpstlichen „Indefektibilität“ der Kirche lösbar werden. se

Widerstand

Katholiken mobilisieren zum Kampf gegen liturgische Weiterentwicklungen

Anfang des Jahres erschien in deutschen Tageszeitungen (z. B. in der FAZ, Ausgabe vom 10.1.) eine großformatige Anzeige, mit der konservative Kritiker ihr Mißfallen gegenüber Vorschlägen zum Ausdruck brachten, die eine „Studienkommission für die Meßliturgie und das Meßbuch“ – eingesetzt durch die „Internationale Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im deutschen Sprachgebiet“ – vor einiger Zeit in einer Buchveröffentlichung vorlegte (Studien und Entwürfe zur Meßfeier, Freiburg 1995).

Die darin enthaltenen Vorschläge werden von den Kritikern als „bestürzend“ bezeichnet. Zwischen den vorgelegten Vorschlägen und der faktischen liturgischen Praxis in den Gemeinden sehen sie einen engen Zusammenhang. Was sich hier an Reform abzeichne, werde bereits „im voraus-eilenden Gehorsam“ praktiziert und bedeute eine „weitere Verflachung und Banalisierung der Liturgie“. Sie

begünstige die „bestehende Willkür“ in der Gottesdienstgestaltung, verdunkle die „katholische Lehre vom Weihepriestertum und vom hl. Meßopfer“. Die Unterzeichner der Anzeige – „Initiativkreise katholischer Laien und Priester in den Diözesen Deutschlands“ – „beschwören“ die Bischöfe, „diesen Plänen ein Ende zu setzen und statt dessen eine „Reform der Reform“ in Angriff zu nehmen, die „wieder Maß nimmt an den Schätzen der Tradition katholischer Liturgie“.

Interessant an diesem Vorgang ist weniger der Inhalt der Stellungnahme. Die Vorwürfe bewegen sich im Rahmen dessen, was von dieser Seite zu erwarten war – zumal es sich über weite Strecken nicht nur um Kritik an den konkreten Vorschlägen der Studienkommission handelt, sondern um die erneute Wiederholung einer bekannten Kritik an der generellen Richtung, die die liturgische Entwicklung nach dem Konzil nahm. (In ausführlicher Form erschien eine „kritische Untersuchung“ der „Studien und Entwürfe zur Meßfeier“ im Heft 5 des Jahrgangs 1996 der „Una Voce Korrespondenz“.)

Es ist das gute Recht dieser Gruppen, sich auf die eine oder andere Weise kritisch und dies obendrein öffentlich zu den Vorschlägen zu äußern. Wunsch der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommission im deutschen Sprachraum ist es ja gerade, die Revision der Meßtexte nicht hinter verschlossenen Türen stattfinden zu lassen, sondern zusammen mit denen, die in der Kirche Liturgie gestalten. Zumal sich die Vorschläge auch nicht erst in einem späteren, von Bischofskonferenz und Gottesdienstkongregation zu approbierenden Ordo niederschlagen sollen, sondern heute schon dazu dienen können, die liturgische Praxis zu überprüfen.

Selbst wenn diese Kritik sowohl an den Studientexten wie auch der allgemeinen liturgischen Lage nicht in jedem Punkt gegenstandslos und unbegründet ist – es überwiegt der Eindruck eines merkwürdig kämpferischen Tons,

eines „blinden Eifers“ (Rheinischer Merkur, 24.1.97), der wiederum kennzeichnend ist für eine verbreitete innerkirchliche Stimmungslage. Von den zuständigen kirchlichen Stellen fühlt sich ein kleiner Teil des Kirchenvolkes nicht verstanden, von der Mehrheit der Bischöfe offenbar im Stich gelassen – und so zieht man alle Register einer Widerstandsstrategie, die, so hofft man, wenigstens in Rom verfängt.

Genau dies ist auch das Bedenkliche an dem Vorgang. Es zeichnen sich gegenwärtig Auseinandersetzungen um die künftige Gestalt gottesdienstlichen Sprechens und Tuns ab, die eine größere Beachtung verdienen. Vor allem, weil von den genannten Kreisen systematisch versucht wird, an den örtlichen kirchlichen Stellen und Verantwortlichen und selbst an Bischöfen vorbei Veränderungen im eigenen Sinn zu befördern bzw. zu verhindern.

Deutlichstes Beispiel sind gegenwärtig die USA. Im Dezember letzten Jahres trafen sich sieben US-Kardinäle mit hohen Kurienvetretern, um mit ihnen über die sich weiter verzögernde Approbation des überarbeiteten amerikanischen Lektionars zu sprechen. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen steht die Verwendung der sogenannten „inclusive language“, einer frauengerechten Sprache, wie sie sich in der amerikanischen Öffentlichkeit immer mehr durchsetzt. Die „Revised New America Bible Edition“ hatte bereits das Plazet der Bischofskonferenz, ja sogar der Gottesdienstkongregation erhalten, scheiterte aber letztlich am Veto der Glaubenskongregation. Für die weitere Arbeit auf diesem Gebiet wurde nun eine gemischte Arbeitsgruppe aus amerikanischen Bischöfen und Kurienvetretern gebildet.

Weit über den unmittelbaren Bereich der liturgischen Sprache hinaus fragen sich US-Bischöfe und -Katholiken, welchen Wert das Urteil der Bischöfe bzw. der Exegeten und Liturgiker des eigenen Sprachraums besitzt, wenn sich ihre Entscheidungen nach heftigem Einspruch alarmierter Kreise und mit römischer Unterstützung so leicht außer Kraft setzen lassen.

Ob Bibelübersetzungen hier oder Revision der Meßliturgie dort – der Streit um die Sprache offenbart Gegensätze in der Kirche von erheblichem Ausmaß und Gewicht. Wenn bei den fälligen Veränderungen immer die Langsamsten das Tempo bestimmen, zieht dies möglicherweise eine nachhaltige Entfremdung gegenüber breiten Schichten im Kirchenvolk nach sich. Die naheliegendste Sicherung gegen eine solche Entwicklung wäre, die subsidiären Zuständigkeiten zu beachten. nt

Anerkennung

Initiativen zur Aufwertung des Ehrenamtes

Böse Zungen behaupten, die leeren Kassen hätten die neue Aufmerksamkeit und eine allzu demonstrative Wertschätzung des traditionellen Ehrenamtes bewirkt, vielleicht aber wolle man auch nur die Frauen vom Arbeitsmarkt komplimentieren. Weniger skeptische Geister sehen den Grund in der gegenwärtig in vielen Spielarten spürbaren Sensibilität für Aufbau und Erhalt der Zivil-, der Bürgergesellschaft.

Mit der neuen Aufmerksamkeit für das Ehrenamt mußte zunächst ein Mißverständnis aus der Welt geschafft werden. Die oft gehörte Unterstellung, der hochindividualisierte Zeitgenosse sei für solche Dienste am Nächsten immer weniger zu haben, mußte korrigiert werden. Studien haben sogar ein großes Potential nicht abgerufener Bereitschaft zur Ehrenamtlichkeit aufweisen können. Gleichwohl hat stattgefunden, was Sozialwissenschaftler als „Strukturwandel des Ehrenamtes“ klassifiziert haben.

Ehrenamtliche gehen heute mit einer etwas anderen Einstellung ans Werk als früher. Vornehmlich geändert haben sich die „Rückerstattungserwartungen“: Das Ehrenamt soll sinn-

stiftend sein, einen Raum zur Selbstverwirklichung, Mitsprachemöglichkeit und Mitbestimmung eröffnen. Vor allem aber wird der gute Dienst nur noch befristet übernommen, werden dauerhafte Verpflichtungen gescheut. Mit dieser Erkenntnis war und ist für Institutionen, Verbände und Vereine, die wie etwa auch all die kirchlichen, pastoral wie diakonal ausgerichteten Organisationen weithin von solchem Engagement leben, Phantasie und Einfallsreichtum gefordert: die ehrenamtlichen Jobs müssen attraktiv, den Erwartungen entsprechend gestaltet werden.

Mit der Einrichtung von bundesweit 14 „Freiwilligenzentren“ hat Ende letzten Jahres beispielsweise der *Deutsche Caritasverband* auf die neue Herausforderung reagiert. Als Vermittlungsstelle, Forum und Werkstatt wurden diese Zentren geschaffen, die Idee wurde dabei von den Nachbarn in Holland, Großbritannien und anderen nordeuropäischen Ländern geborgt; Deutschland ist in Sachen Lobbyarbeit für das Ehrenamt Entwicklungsland.

Interessen und Aufgaben sollen in diesen Freiwilligenzentren zwischen Personen und Institutionen vermittelt werden. Als „Foren sozialen Engagements“ möchten die Zentren den Engagierten aber auch Raum zu Erfahrungsaustausch, Fachgesprächen und zur Informationsvermittlung geben.

Denn auch das hat die neuere Beschäftigung mit dem Freiwilligen Dienst gezeigt: Qualifizierung und Kompetenzerweiterung sind ein wichtiges Movens, ein solches Engagement zu übernehmen. Entsprechend wird aber auch sachkundige Begleitung erwartet. Die dritte Funktion der Freiwilligenzentren ist demnach auch zukunftsgerichtet: Freiwillige erhalten in ihnen die Möglichkeit, sich neuen sozialen Ideen zu öffnen, deren Umsetzung zu planen.

Mitte Januar hat sich ein Zusammenschluß aus elf kirchlichen und außerkirchlichen Verbänden, darunter die Frauenverbände beider Kirchen, die KAB und der Deutsche Kinderschutzbund mit vereinten Kräften einem an-